

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 21.

Donnerstag, den 15. November.

1855.

Sein dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr. Inlerate werden mit 1 Ngr. die geis. Petitzeile berechnet. Abonnements nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Venetianer.*)

Sage von der Goldgrube am Kapellenberg bei Schönberg im ehern Boigtlande.

I.

Lustiges Leben herrschte im Dorfe, Kinder, Burschen und Mädchen hatten sich zum Spiel der Dörteier versammelt. Horch, da klingen plötzlich helle Klänge vom Schloß herunter, und die heitere Schaar eilt dem Berg hinauf, nach dem grünbewachsenen Schloßhofe, wo eben ein Zigeunertropp beschäftigt war, seine Kunststücke zu produziren.

Reichlich flossen die Spenden von allen Seiten, denn ein altes Wort sagt: „Wer karg gegen den Zigeuner ist, dem wünscht er Böses in's Haus.“ In wilder, seltsam verschlungenen Tänzen sprangen die braunen, schwarzhaarigen Gestalten umher. Nur der Hauptmann, der ein Pilgergewand trug, schaute ernst und majestätisch wie mit Herrschermienen auf die Tanzerden.

Endlich führte ein zarter, lieblicher Knabe einen

gewaltigen Bären herbei. Knurrend begann dieser die plumpen Glieder nach dem Takte der Trommel und des Tambourins zu bewegen, und lauter Jubel von Seiten der Dorfjugend begleitete jede Wendung seines zottigen Körpers. Das Auge des Thieres blitzte tückisch, als der Knabe sich auf seinen Rücken schwang; sein Freiheitsdrang erwachte und mit einem Ruck schleuderte er die zarte Gestalt auf's Gras herab, stürzte sich darüber hin und bieb seine Zähne in des Knaben Brust.

Wildschreiend stob der Zuschauerkreis auseinander; auch die Zigeuner ergriffen die Flucht. Nur der greise Hauptmann warf sich unerschrocken auf das wüthende Thier, um das liebe Kind, sein Kind, aus den grimmigen Zähnen zu befreien. Doch der Kampf war ungleich, der alte Mann hatte keine Waffen als seine Fäuste, und diese erlahmten bald, von den wuchtigen Gliedern des Bären getroffen.

Schon schien das zottige Ungebeuer seines Sieges gewiß zu sein, Vater und Kind waren seine Beute; siehe, da stürmte ein junger Mann mit gezogenem Schwert herbei und stürzte sich auf den Bären. Dieser ließ mit lautem Gedrumme seine Beute liegen und wandte sich gegen den neuen Feind.

*) Aus den von uns bereits angekündigten, von J. Schanz und Ed. Kauffer herausgegebenen Werke: „Die deutschen Volksagen, Märchen und Legenden im Folio und Prosa.“ Wer bestreuen, wenn erst einige Lieferungen uns vorliegen, das Buch in unserm Literaturblatt. D. H.

Lange dauerte der Kampf, doch der herrliche Jüngling wich geschickt den dräuenden Tagen aus, und endlich sank der Bär, zum Tod getroffen, röchelnd in's Gras, das er mit seinem Blute röthete.

Als sich der Jüngling nach den Geretteten umsah, lagen beide auf ihren Knien. Sie eilten auf den tapferen Helden zu, um ihn zu danken. Mit wundersam leuchtenden Augen blickte der reizende Knabe zu ihm auf, der Greis ergriff seine Hände und rief, mit lauter, vor Freude und Bewegung zitternder Stimme:

„O Jüngling, den uns Gott gesandt, komm mit uns! Unsere Pilgerfahrt ist nun zu Ende, wir kehren jetzt zurück nach Italien, unserer Heimath. O komm mit uns, unser ganzes Leben soll Liebe und Dank gegen Dich, unsern Retter, sein!“

Der Jüngling schüttelte bedenklich das schöne Haupt. „Nicht doch,“ erwiderte er auf die herzliche Rede des Alten, welche Gumo, der Knabe mit lebenden Blicken begleitete, „nicht doch, ziehet hin in Eure Heimath, gerne ginge ich mit Euch, doch meine Berge, meine Wälder, das Erbe meiner Eltern, kann ich nicht missen, selbst um Italiens blauen Himmel nicht.“

„Ach, so schön ist's hier, unter den dunkelgrünen Tannen,“ rief Gumo, „aber daheim, wie viel schöner ist's dort! O, komm mit uns!“

Ein wunderfeliges Gefühl durchbebte des Jünglings Herz, als der bildschöne Knabe mit feuchten Augen an seine Brust sank, und seine weichen Arme um seinen Hals legte.

Der Greis sah eine Weile stumm auf die Beiden, dann sprach er sinnend:

„Es wird mir schwer werden, von Dir zu gehen und Gumo wird trauern, wenn er den Retter seines Lebens verlassen soll. Doch Fremdling, höre mich an: Hast Du Gumo lieb gewonnen, und bist Du einst wanderlustig und der düstern Berge satt, dann komm zu uns, wandre Tag und Nacht, bis Du Benedig liegen siehst im blauen Meere, wo die bligende Welle die Stufen der Marmorpaläste bespült. Wenn Du den Markusplatz betrittst, wo der güldene Löwe die Tabe hebt, so frage nach dem Löwenmund. Dort hinein wirf dies goldene Kreuzlein, und am dritten Abend wird Dir ein Tempelnachen die erwünschte Kunde geben. Doch, jetzt laßt uns noch nicht ans

Scheiden denken, vier Tage haben wir noch Frist, ehe wir ausbrechen.“

Gumo war ernst und traurig geworden; schweigend folgten Vater und Kind Ferdinand, ihrem Erretter, in das Innere seines Schlosses.

II.

In einem engen, rauchgeschwärzten Hüttchen des Dorfes lag auf hartem Lager ein sterbendes Zigeunerweib. Vor ihr kniete ihr Schwager, der ängstlich bemüht war, der Leidenden die letzten Minuten zu erleichtern.

Der Richter des Dorfes mit seinen Leuten stand im Stübchen. Zornroth war sein Antlitz, und in heiligem Amtseifer tobte und zankte er mit den braunen Fremdlingen. Trotz der Bitten der Sterbenden und ihres Gefährten verweigerte er ihr ein Grab in geweihter Erde. Bei dem Galgen droben sollte sie verscharrt werden, das fremde herumziehende Weib.

Demüthig fuhr der Zigeuner zu bitten fort, und bot die Gaben seiner Kunst, als das Einzige, was er besaß, für das kleine Stücklein Erde an; Glück wollte er spenden durch seine Kraft, Glück für alle Zeiten. Doch wilder nur ward der Richter.

Da ging die Thür auf, und herein trat Ferdinand, der junge Schlossherr. Ehrfurchtsvoll schwieg der Erbohte, und Ferdinand ging freundlich auf die Kranke zu, tröstete sie liebevoll und versprach ihr das gewünschte, ehrenvolle Begräbniß. Zugleich bat er sie um Nachricht von seinem fernem Freund, seinem geliebten Gumo.

„Es geht ihm wohl,“ sprach die Alte mit schwacher Stimme, „nimm seinen Gruß, den zu bringen ich gekommen bin. Er betet für Dein Heil. Gern käme er zu Dir, um Dich noch einmal zu sehen, aber — er ist kein Zigeuner mehr, den der Fluch seines Volkes unstät von Land zu Land weht. Du darfst ihn niemals wiedersehen, ein gewaltiges Gebot hemmt ihn, in Deine Arme zu eilen. Mehr darf ich nicht sagen, ein fürchterlicher Eid bindet meine Zunge. Doch halt; ein Mittel vielleicht giebt's, seine Ketten zu sprengen, zieh das ärmste Reisefleid an und pilgre nach Benedig.“

Da trat der Priester mit dem Ministranten ein, um der Sterbenden die letzte Oelung zu ertheilen. Alle gingen hinaus. Lange betete sie und beichtete

ihre Sünden. Als der Priester hinaus war, schienen ihre Züge neu belebt, und sie verkündete den Wiedereintretenden, unter denen auch Ferdinand sich befand, daß sie den Feuersegen über den Ort sprechen wolle, auf daß er für alle Zeiten von den Flammen verschont bliebe. Sie nahm die Leuchte, die in einem Eisenkörbchen bestand, worin Rienspäne brannten, schürte die Flamme an, und hielt murmelnd die Hände darüber. Dann zog sie einen Kreis um sich und nahm eine Kugel, die sie dreimal durch den Feuerkreis drehte. Da leckten Flämmchen ringsum an den Wänden und in langgezogenen, schauerlichen Tönen sang die Alte die Beschwörungsformel. Behend sprang sie aus dem Zauberring, schleuderte die Kugel mit verjüngter Kraft hinein, die prasselnd zerstob, und — sank todt auf ihr Lager.

Ueber die Aue draußen zog ein weißer, flockiger Rauch, der sturmgeschwind sich zum Himmel erhob und verschwand. —

III.

Von mächtiger Sehnsucht getrieben, zog Ferdinand fort von den grünen Bergen seiner geliebten voigtländischen Heimath nach dem fernen, blühenden Italien. Ein armes Pilgerkleid deckte seine jugendlichen Glieder, und bald lachte der blaue, sonnige Himmel Italiens über ihm, und näher und näher kam er Venedig, dem Ziel seiner Sehnsucht.

Aber heimlich war ihm von fern ein Späher gefolgt. Versteckt hinter Büschen und Bäumen war der Zigeuner, welcher bei dem Tode der Alten zugegen gewesen war, mit ihm gezogen; denn die Sendung der Zigeunermutter war nur halb erfüllt, als der Tod sie abrief. Ferdinand sollte Gumo nie wieder sehen, und sie war ausgezogen, um das goldene Kreuz, welches der Zigeunerhauptmann seinem Retter als Erkennungszeichen gegeben hatte, ihm zu rauben. Da starb sie, ohne es erlangt zu haben, und ihren Begleiter hatte sie mit der Vollziehung ihrer Sendung beauftragt.

Bohl hatte dieser am Todtenbette der Alten an Ferdinands Brust das kleine Kreuzlein flimmern sehen, und war hinter ihm hergeschlichen, um die Gelegenheit zu erspähen, wo er ihm unbemerkt nahen könne.

Einst, als Ferdinand in hohem Grase unter einem weitschattenden Baume eingeschlafen war, nahte sich

ihm der braune Fremdling, hastig bog er sich nieder und mit geübtem Diebesfinger löste er das Kreuzlein von der seidnen Schnur.

Ferdinand träumte vom nahen Wiederfinden, als der Räuber windschnell floh, der ihm das Theuerste entführte. Als er erwachte, fuhr er mit der Hand nach der Stelle, wo sein Kreuzlein lag; es war fort. — Eine Ratter hatte sich um seinen Hals geschlungen, welche die giftige Zunge eben in sein Fleisch bohren wollte. Entsetzt sprang er auf, schleuderte das Thier von sich und schaute sich wild im Kreise um. Er war allein.

Klar und freundlich lag die sonnige Einsamkeit vor ihm, fremde, südliche Blüthenkelche schauten aus dem Grase zu ihm auf, und die blaue Ferne schien wie in eine lachende Liebesfeligkeit hineinzuwinken. Doch er war nun abgeschnitten von denen, die er suchte. Wie sollte er ohne dies Zeichen den Ersehnten finden, dessen Blick einst einen so mächtigen Zauber auf ihn ausgeübt hatte? —

Doch seine junge Seele raffte sich auf, fort eilte er, Venedig zu. Bald stieg die wellenbespülte Meerstadt mit ihren blitzenden Thürmen und stolzen Palästen vor ihm auf; bald war er mitten in ihrem Gewühl. Zitterklänge tönten an sein Ohr, schwarze Gondeln fuhrn an ihm vorüber, finster schauten die Marmorpaläste in die Fluthen.

Ja, das war Venedig, wie es vor ihm schwebte seit Jahren! —

Er sah den mächtigen Flügellöwen, aber — er hatte kein Erkennungszeichen mehr, um Gumo zu finden. Er irrte umher von immer lauter mahrender Sehnsucht getrieben.

„Ach, Gumo, hier mußt Du weilen in dieser Stadt der Wunder! Dieser Himmel, diese Sonne sehen Dich, wo bist Du, daß ich Dich finden kann?“

„Fremdling, sucht Ihr einen Freund? Hier im Süden, wo Falschheit wohnt und Tücke, — ist kein Freund zu finden.“

Erschrocken wandte sich Ferdinand um, der ohne es zu wissen, laut seine Gefühle ausgesprochen hatte; ein alter Mann von weißem Bart und Haupthaar dicht verbüllt, stand vor ihm und fuhr ernst und traurig fort: „Warum habt Ihr Euer deutsches Heimathland verlassen und seid in ein Land gekommen, wo Verrath und List den Fremden verfolgt?“ —

Ferdinand war bewegt von des Greises Sprache, er fühlte sich so einsam und verlassen in der großen Stadt, und erzählte ihm die Geschichte seines Lebens und seiner Reise.

Aufmerksam hörte der Venetianer zu, und als Ferdinand geendet, nahm er seine Hand, drückte sie warm in der seinigen und rief:

„Unvorsichtiger, wie leicht könnte Deine Zunge Dein Verderben sein! In Deiner deutschen Heimath wohnt Offenheit und Treue; leicht konntest Du Deine Geheimnisse einem Berräther offenbaren. Doch, ich will Dir zu helfen suchen. Folge mir in den Prunkpalast, wohin ich Dich führen werde. Sei aber ernst und schweigsam, vergiß, daß Du Herr bist; Du sollst Gondolierdienste verrichten und einst, ich gelobe es Dir, Deinen Gumo wiedersehen.“

Die Sonne tauchte in die Wellen, als Ferdinand mit seinem neugesundenen Beschützer durch die zahllosen Gondeln hindurch nach der prächtigsten Straße fuhr. An einem wunderschönen Palaste hielt das Schifflein, und nachdem Ferdinands Züge unter einer schwarzen Maske verhüllt waren, traten Beide in das Innere des Palastes. Marmor bedeckte Wände und Fußboden. Lichter flammten, Diener wogten umher, und duftende Blumen nickten aus Kristallvasen. Ferdinand folgte wie ein Träumender dem Greise in die prächtigen Säle.

IV.

Ueber dem Meere lag die Nacht. Der Himmel schüttete seine Sternlichter wie eine goldene Saat in die dunklen Wellen. Wie das flimmerte und bligte! Leise glitt eine dunkle, schmucklose Gondel an den langen Schatten der Paläste vorüber, leise fielen die Ruderschläge in die schlummernden Gewässer. Auf reichen Kissen darinnen lag ein Greis, um sein Haupt hing das weiße Gelock, die Stirn war tief gefurcht. Gegenüber saß der Gondolier; ernst und stumm, finster fast blickte er den fallenden Ruderschlägen nach, mechanisch bewegte sich sein Arm.

„Fernando,“ rief der Greis, „Du hast mit wie Jacob treu gedient, ich will nicht undankbar sein. Streich Dir die Kummerfalten aus der Stirne, Dein Schicksal wird sich lichten! Höre jetzt eine Geschichte an, doch laß kein Wörtlein Dir entgehen; vielleicht daß Du auch Gumo darinnen wiederfindest!“ —

„Als ich noch jung und kräftig war, liebte ich das Reisen über Alles. Aber nicht auf ebener Straße, sondern durch Wildniß und Dickicht, durch Sumpf und Haide, je abenteuerlicher, je gefährlicher, desto besser. Einst traf ich in der Mitte Deutschlands, nahe dem kleinen Dorfe, wo Du Gumo zum ersten Male gesehen, einen herrlichen Brunnen. Tannen überschatteten sein Wasser und große Steine umgaben seinen Rand. Eine zerfallene Kapelle stand daneben, um deren Trümmer Eypheu- und Brombeerranken hingen. Neugierig trat ich näher, als plötzlich eine Hand die meinige erfaßte, und ein reizendes Zigeunermädchen vor mir stand. Mit ihren samtschwarzen Augen blickte sie mich lächelnd an, und dann forschte sie in den verschlungenen Linien meiner Hand. „Dollo di Brestallez“ rief sie, „lange noch wirst Du glücklich sein, aber ehe ich Dir mehr sage, verlange ich einen Kuß von Dir!“ —

„D gar zu gern drückte ich meinen Mund auf die schwellenden Lippen des reizenden Mädchens; doch als ich sie fester umschließen wollte, entschlüpfte sie behend, und ehe ich mich besann, tauchte ihre schlanke Gestalt in dem hellen Wasser des Brunnens unter. Behend schaute ich in die ausspritzenden Fluthen, doch ehe ich ihr nachspringen konnte, um sie womöglich zu retten, schwang sie sich leicht und lachend wieder empor und rief:

„Sei nicht bange, Herr, aber so verlangt es Dein Geschick. Nimm diesen goldenen Schlüssel, den ich für Dich aus dem Brunnen geholt: reiche Schätze, die das Innere dieses Berges füllen, werden dadurch Dein eigen. Du wirst hohe Ehren erlangen, die Dein stolzes Herz nicht ahnt; wenn Dein Stern sich am hellsten zeigt, wirst Du an diese Stunde erinnert werden. Braune Cuba ist mein Name, merke Dir ihn wohl, damit Du mich einst wieder erkennen kannst. Lebe wohl, ich bleibe arm und einsam, Du aber wirst Doge von Venedig werden; doch nur durch mich kannst Du einst wahrhaft glücklich sein.“

„Wie ein Gedanke enteilte das Mädchen, und als ich sie rief, nachdem ich mich einigermaßen von der starren Verwunderung, in die mich ihre Worte versetzten, erholt hatte, war sie schon weit; nur das purpurrothe Gewand sah ich in der Ferne durch die Bäume schimmern.“

„Der goldene Schlüssel lag in meiner Hand. Ich

eilte durch Busch und Dorn; eine magische Gewalt drängte mich dem Berge zu, der sich vor mir erhob. Ich sah eine Felsplatte, die mit Brombeergesträuch bewachsen war. Mit meinem Stab riß ich die Ranken ab und sieh, es kam eine Thür zum Vorschein. Als ich den Schlüssel ins Schloß steckte, sprang sie auf, ich trat ein, ging einen langen Gang hinab und kam in eine weite Wölbung, wo in hohen steinernen Urnen Massen Goldes aufgehäuft waren. Ein eigenthümliches Licht flimmerte in diesem unterirdischen Gewölbe; ich belud mich mit Gold so viel ich tragen konnte, eilte zurück, verschloß die Thür und merkte mir genau den Ort, sowie auch Tag und Stunde, wo solches mir begegnet war.“

„Ich reiste heim nach Venedig; mein Reichthum gewann mir Freunde. Oft, sehr oft, reiste ich wieder, stets in das Gewand eines Pilgers verkleidet, um kein Aufsehen zu erregen, nach jenem Berge, und genau zur selben Stunde that sich die Thür auf, und ich nahm Massen Goldes mit in meine Heimath. Ich stieg von Stufe zu Stufe. Als ich Senator war, ein Rang, der mich sonst schwindlich gemacht hätte, war ich immer noch unzufrieden, mein Ehrgeiz strebte höher, an des Staates Spitze wollte ich stehen, es koste was es wolle.“

„Als ich zum dreimal siebenten Mal in Deutschland war und aus der Beraththür trat, war plötzlich der goldne Schlüssel verschwunden, und nie bin ich seitdem wieder in jene Gegend gekommen.“

„Ich ward, was ich ersuchte, Doge von Venedig, aber ich ward unglücklich dadurch, denn das Liebste was ich hatte, meine Kinder, sollte ich dem Staate opfern. Mein einziger Sohn mußte sich dem geistlichen Stande widmen, er ging nach Rom, und diente dem Staate als Spion, indem er mir Bericht über die Zustände des heiligen Stuhles abstattete. Er mußte es thun, aber er fluchte seinem Vater, der ihn dazu verdamnte. Unwillig trug er die Rutte, entsagte er den Freuden des Lebens. Seine Seele ward zum Meineid gezwungen. Er ward unglücklich.“

„Noch eine Tochter hatte ich; ihre blühende Schöne war das Sonnenlicht meines Lebens. Sie wenigstens wollte ich um jeden Preis glücklich wissen. Doch auch sie sollte dem Ehrgeiz ihres Vaters zum Opfer fallen. Ein stolzer Fürst warb um ihre Hand; ich wußte, daß sie liebte, glühend heiß; ich wußte,

daß ich ihr Herz brechen würde, als ich sie dem ungeliebten Manne verlobte, aber der Staat forderte es, ich war sein Oberhaupt, und so mußte der Vater schweigen. Ja, noch mehr, ich sandte Boten aus, um jede beabsichtigte Berührung mit dem Geliebten zu verhindern, und wenn es möglich wäre, den Jüngling zu morden, der mein Kind liebte.“ —

„Du ahnst nicht diesen Höllenschmerz, den ich durchkämpfte, ich war allein, meine Kinder beide waren unsäglich elend durch mich, und die Qualen der Reue nagten an meinem Herzen. Die Nächte durchwachte ich in Fieberqual und betete zum Lenker der Geschehe.“

„Einst als ich tiefer Mitternacht gen Himmel blickte, trostlos weinend, klang vom Meere aus ein leise zitternder Ruf an mein Ohr. „Braune Cuba,“ rief eine Frauenstimme. Ich bebte.

„Scheut der Doge ein armes Zigeunerweib?“ flüsterte es wieder.

„Doch einige Augenblicke stand ich starr, da flogen die Thüren auf, eine Frau eilte herein und sank zu meinen Füßen nieder.“

„Kennst Du mich, rief sie, kennst Du das Zigeunermädchen, Doge von Venedig? — Viele Jahre zogen an uns vorüber und haben unser Haar gebleicht, Dich führte das Schicksal auf hohen Thron, mich ließ es arm und dürftig. Aber dennoch komme ich, um mein Wort zu lösen, glücklich sollst Du werden durch mich. Du bist arm, trotz Deiner Schätze. So höre mein Wort, rette Deine Kinder und verlasse Deinen stolzen Thron. Folge mir, ich will Deine Wege bahnen. Morgen in der Abendstunde wirst Du einen Fremdling am letzten Hause vor der Stadt finden, dieser ist bestimmt, Dein Glück zu gründen, obgleich er selbst sein Glück verloren hat.“

„So, Fernando, wurdest Du mir von der geheimnißvollen Zigeunerin verkündigt; kennst Du den wieder, der einst im Pilgerkleide in Deinem Schlosse weilte? Erkennst Du den, dem Du einst das Leben gerettet hast?“

„Cuba war bestimmt, meine Sünden, die ich auf dem Throne begangen, zu sühnen. Ihrer List ist es gelungen, meine Kinder aus der Gewalt der Verhältnisse zu retten, sie hat sie Beide glücklich auf ein Schiff gebracht.“ —

Als der Greis schwieg, tauchten himmelhohe

Raften aus der Nacht auf, und im flimmernden Sternenlicht unterschied man deutlich flatternde, riesige Segel. „Wer da!“ rief eine Stimme.

„Braune Cuba“ gab der Alte zurück.

Eilig glitt die Leiter herab, der Jüngling folgte, zitternd vor Erwartung, seinem Führer, bis sie den Bord des Schiffes erreichten. Aus der Kajüte traten mehrere Gestalten, eine hohe, schlanke Mädchengestalt eilte dem Greis entgegen. Plötzlich erkannte sie Ferdinands Züge, und dieser sah in ein Paar Augen, deren zauberhafter Glanz ihn nach Venedig gelockt, er sah ein Antlitz, himmlisch schön, wie er es einst auf dem Hof seines Schlosses daheim erblickt hatte, und welches ihn seitdem verfolgte, wachend und im Traume.

„Gumo,“ stammelte er, die Jungfrau schaute erköthend zu ihm auf, da breitete er seine Arme aus, und weinend sank die Geliebte an seine Brust.

„Nehmt meinen Segen,“ rief der Doge, „seid glücklich, meine Kinder, und ich werde es mit Euch sein. Venedig, ich lasse dir deinen stolzen Thron und die falsche Ehre. Nehmt mich mit nach Euren stillen Bergen, dort wohnt das wahre Glück, das ich bis jetzt vergebens gesucht.“

Der Sohn des Greises trat hinzu und reichte dem Deutschen freudig die Hand.

„Nimm Maria als Dein Weib,“ rief er, „sie mag Dir sagen, wohin Gumo, Dein treulosser Freund, entschwunden ist.“

Die Anker wurden gelichtet, fort glitt das Schiff mit den Glücklichen, und bald waren sie inmitten der dunklen voigtländischen Berge, wo Ferdinand seinen Gumo zum ersten Male gesehen hatte.

J. Schanz.

Deutsche Städte.

Aus meiner Reisemappe

von

H. J. H. Straß.

I.

Passau.

Unter denjenigen Städten Deutschlands, welche einer entzückend schönen Lage sich erfreuen, möchte ich in der That dem alterthümlichen Passau einen der

ersten Plätze anweisen. Hier, wo die breite Donau der Inn und die Ilz sich vermählen, mußte schon früh der Gedanke entstehen, daß eine vortreffliche Lage für eine zu gründende Stadt sei. Links, wenn man von Regensburg auf der Donau nach Passau fährt, erhebt sich auf einem steilen, zum Theil aber mit Nußbäumen, Linden und Rüstern bewachsenen Felsen, die Festung Oberhaus, welche die ganze Gegend beherrscht. Hinter dieser, am Fuße des Felsens, liegt die Ilzstadt und am andern Ufer jenseit der Donau, zwischen dieser und dem Inn, die eigentliche Stadt Passau, hinter welcher sich auf dem rechten Ufer des Inn, die Innstadt erhebt. Die schönen Thürme von Passau, die umliegenden Berge, die hoch auf dem steilen Felsen thronende Feste und die drei dort sich vereinigenden Flüsse tragen nicht wenig dazu bei, das Panorama jener Gegend zu einem höchst malerischen zu machen.

Mich hat zu allen Zeiten, wenn ich noch so düster gestimmt war, der Anblick des herrlichen Bildes von Passau mit freundlichen Gedanken erfüllt.

Die Stadt selbst ist keineswegs schön, sondern meistens alterthümlich und eng gebaut. Eben die Lage auf einem ziemlich steil sich abdachenden Hügel zwischen zwei Flüssen, ließ keine recht regelmäßige Bauart zu. Die Gassen sind fast durchweg krumm und winklicht, indessen die Häuser doch meistens solid gebaut; nur ist es eigenthümlich, daß die Mehrzahl der Dächer durch hohe Giebelmauern verdeckt wird. Uebrigens fand ich aber auch viele moderne Gebäude, besonders gar manche 3 bis 4 stöckige Häuser mit einem fast neuem Ansehen und platten Dächern. Kein Wunder daher, daß einige Reisende das so schön gelegene Passau mit Rücksicht auf letztere und seine Lage an drei Flüssen das deutsche Venedig genannt haben.

Der sonst vielleicht mehr hervortretende alterthümliche und düstere Charakter der Stadt wird wesentlich dadurch gemildert, daß die Häuser meistens freundlich abgeputzt, ja oft mit Fresco-Bildern aus der heiligen Geschichte verziert sind. Viele Gebäude sollen übrigens bombensfest sein. Auffallend waren mir in vielen Häusern die großen steinernen Flure, steinerne Treppen und gewölbte Decken. Häufig fällt das Licht von oben auf die Flur.

Passau ist übrigens der Sitz, eines schon im 7.

Jahrhundert gestifteten Bisthums und vieler Behörden, namentlich eines Appellations-Gerichts. Auch findet man daselbst verschiedene hohe Lehranstalten, ein englisches Fräulein-Stift, eine königliche Bibliothek und ein Irrenhaus.

Unter den öffentlichen Plätzen machte man mich besonders auf die Römer-Wehr, aufmerksam, welche aus den Zeiten der Römer stammen soll. Es sind allerdings dort noch alte Mauern vorhanden von denen man behauptet, daß die Römer solche zur Vertheidigung ihres Lagers aufgeführt hätten. Jetzt sind sie von blühenden Baumgärten umgeben und mahnt von dort eine herrliche Aussicht auf die Stadt und Umgegend.

In dem Postamtsgebäude besichtigte ich als historische Merkwürdigkeit, den, auf Befehl des Königs Ludwig von Baiern restaurirten Sitzungssaal, in welchem am 22. August 1552 der berühmte „Passauer Vertrag“ abgeschlossen wurde, welcher nach langem Streite den Protestanten die ungestörte Ausübung ihrer Religion unbeschadet ihrer bürgerlichen Rechte zusicherte. Die sonstigen dort gezeigten Merkwürdigkeiten sind von keiner besondern Bedeutung.

Unter den Kirchen verdiente der noch immer stattliche, wenngleich durch eine Feuersbrunst im Jahre 1662 sehr beschädigte Dom, meinen Besuch in vollem Maße, denn er ist auch noch jetzt ein herrliches Gebäude. Leider sind viele der dort vorhanden gewesenen historischen Denkmäler durch Verwahrlosung untergegangen.

Uebersaus alt ist die Frauenstiftskirche Niedernburg an der Kirchgasse. Das Stift selbst soll schon im Jahre 730, von dem bayerischen Herzog Odilo gegründet und Gisela, die Schwester des Kaisers Heinrichs des Heiligen, Gemahlin des Königs Stephan von Ungarn, dort begraben sein. Auch die Kirche zum heiligen Geist, in der Heiligengeistgasse ist von sehr hohem Alter. In der That schien die äußere Ansicht und Bauart, die frühe Gründung beider Kirchen zu bestätigen.

Die bischöfliche Residenz, das Rathhaus und die sonstigen öffentlichen Gebäude fand ich nicht besonders beachtungswerth.

Höchst eigenthümlich ist die Vereinigung der hier zusammenkommenden drei Flüsse. Ich fuhr mit einem

kleinen Rachen aus der Ilz in die Donau, und war erstaunt über das ganz schwarz aussehende Wasser der Ilz, noch mehr aber wunderte ich mich, als ich eine Hand voll davon herausgeschöpft hatte und das anscheinend ganz schwarze Wasser völlig klar fand. Ich glaubte, daß dieser schwarze Schein in dem Boden seine Erklärung fände, allein mein Kahnführer versicherte, daß die Erde auf dem Grunde nicht schwarz, sondern roth sei. Daß der Boden, auf welchem das Wasser fließt, nicht die Ursache sein kann, erhellt auch schon daraus, daß man das schwarze Wasser der Ilz noch eine ganze Strecke nach deren Einfluß in die Donau im Bette der Lehtern verfolgen kann, weil in Folge der Strömung sich dasselbe noch eine Weile gesondert hält. Auch das Wasser des Inn unterscheidet man eine ganze Strecke von dem der Donau in dem Bette der Lehtern, indem das Wasser des Inn viel klarer ist, als das trübe der Donau. Der Inn ist übrigens da, wo er sich mit der Donau verbindet, schon ein recht ansehnlicher Strom, und die neue Brücke, welche auf gewaltigen Stein Pfeilern Passau mit der Neustadt verbindet, hat eine nicht unbeträchtliche Länge.

Als die besten Gasthöfe hatte man mit den wilden Mann, den Mohren, und den goldenen Hirsch gerühmt. Ich habe die beiden erstern aus eigener Anschauung kennen gelernt und bemerke, daß der wilde Mann vornehmlich denen zu empfehlen ist, welche die Donaufahrt mit dem Dampfschiff machen und sich vielleicht nur einige Stunden oder einen Tag aufhalten wollen, denn er liegt ganz nahe an dem Ufer der Donau und dem Landungsplatze. Die Zimmer sind groß und reinlich, die Betten nebst Essen zu empfehlen, doch ist das Haus etwas alterthümlich, mit steinernen Treppen und kleinen Fenstern versehen, daher sehr kühl. Der Wirth ist ein junger, betriebsamer Oesterreicher. Der Mohr und Hirsch liegen nahe beisammen, zwar nicht fern von der Donaubrücke, dagegen eine ganz erhebliche Strecke von dem Landungsplatze der Dampfschiffe, weshalb man, wenn man dort wohnen will, theils durch den weitem und theuren Transport, theils durch die Entfernung, manche Unbequemlichkeit hat. Der Mohr hat übrigens eine schöne geräumige Localität und besonders einen hübschen, großen Saal. Es herrscht dort immer viel Leben und

Verkehr, vornehmlich auch von Passauern aus der Stadt. Der BIRTH ist ein höchst gefälliger Mann, der mich zuvorkommend einlud, einem Ball in seinem Hause beizuwohnen, der von den Einwohnern zu Ehren des Königlichen Namenstages veranstaltet war. Ich nahm die Einladung um so mehr mit Vergnügen an, als ich viel gehört und gelesen von den schönen Damen zu Passau, von denen vorzüglich ein Reisender in einer poetischen Schilderung rühmt, daß sie fast durchweg junonische Gestalten seien. Je weniger ich solchen bisher auf meinen Ausflügen durch die Stadt begegnet war, desto begieriger war ich, deren in großer Zahl auf dem Balle zu finden, fest überzeugt, daß nur ein neidisches Mißgeschick sie bisher meinen Blicken entzogen. Ich begab mich schon früh in die schön erleuchteten Säle, wo getanzt werden sollte, und postirte mich als guter Feldherr in ein Zimmer, das eine Art von Empfangssaal bildete, durch welchen alle Damen kommen mußten. Bei meinem Eintritt waren nur wenige Personen anwesend, einige alte, krumme Herren, drei bis vier hochbetagte Frauen und etwa fünf junge Mädchen, die sämtlich, jede einzelne, noch nicht fünfzehn Fuß hoch waren. Ich dachte natürlich: Sie werden schon besser kommen, und stellte mich mit früher Hoffnung in die Nähe der Thür. Da kam eine alte Dame mit drei jungen Mädchen, gleich hinter ihr eine andere ältere Frau mit ihren zwei Töchtern, und so füllte sich schnell hintereinander das Zimmer, aber eine der eintretenden Gestalten war immer kleiner als die andere, und es schien fast, als habe man sich verschworen, mir nichts als Sedez- oder Tauchniger Ausgaben von Passauer Jungfrauen vorzuführen. Selbst als der Saal gefüllt war und ich bei den Tänzen die Reihen musterte, fand ich kaum eine einzige Gestalt, die auf den Titel einer junonischen hätte Anspruch machen können. Es bleibt mir darnach nichts übrig, als entweder die Annahme, daß jener Autor der gedachten Reisebeschreibung sich in dem Ort geirrt, oder, daß die Passauer Generation sich seit der Abfassung seines Werkes bedeutend verkleinert hat. Das muß ich aber zur Ehre der schönen Passauerinnen doch sagen, daß ich daselbst einige recht hübsche Gesichter gesehen und daß ich mit vielen Vergnügen mich einer lieblichen Erscheinung erinnere, welche mich und andere Hypochondristen zu Gasten

oft durch ihren schönen Gesang erfreut hat, und welche wir die Nachtigall von Passau nannten.

In der nächsten Umgegend der Stadt sind viele schöne Punkte, von welchen man die herrlichste Aussicht hat. Ganz besonders verdient die Festung Oberhaus, welche Passau gegenüber liegt, einen Besuch. Ich begab mich von der Donaubrücke nach dem linken Ufer des Stromes, und ging dann auf einer ziemlich bequemen Treppe, von ungefähr 380 Stufen, den hohen Felsen hinauf. Nach Ueberwindung der 380 Stufen war ich aber noch nicht auf der ganzen Höhe des Felsens, sondern hatte noch einige hundert Schritte zurückzulegen, auf die auch noch gegen 50 Stufen zu rechnen sind. Nimmt man an, daß die steilen Absätze auf der Treppe, wo sich ebenfalls keine Stufen befinden, auch wohl noch 50 Stufen erfordern dürften, so möchten nicht weniger als 500 Stufen zu veranschlagen sein, ehe man die oberste Spitze des Felsens erreicht. Auf der äußersten Höhe desselben überrascht eine ziemlich große Fläche, welche zum Theil mit Klee, Kartoffeln und dergl. bebaut ist. Es läßt sich im Nothfalle schon dort eine Menge von Getreide und Früchten gewinnen. Die Besatzung bestand übrigens bei meinem Besuch nur aus einer einzigen Compagnie und zwei Hauptleuten, deren einer der Compagnie-Chef, der andere der Commandant ist. Außerdem wohnen ein Geistlicher, ein Arzt und ein Auditeur auf der Festung. Auf die Erhaltung der Werke scheint man nicht mehr allzuviel zu wenden.

Der bekannte Dr. Eißermann hat auf dieser einsamen Feste neun Jahr geschmachtet und soll vorzüglich auf den Betrieb eines andern Bewohners von Oberhaus, welcher gern den von ihm angelegten Garten zu besitzen wünschte, auf eine andere Festung versetzt sein.

Will man von Oberhaus nach Passau zurückkehren, so thut man am Besten, von der Seite über der Altstadt auf dem Fahrwege hinunterzusteigen, der ziemlich bequem ist. Unten am Fuße der Festung sind immer Schiffer, die für 9 bis 10 Kreuzer gern nach Passau übersetzen. Auch ich ließ mich durch das schwärzliche Wasser der Ilz nach den blaugrauen Fluthen der Donau und so nach der Stadt hinüberschiffen.

Die frühere, so berühmte Passauer Kunst scheint

untergegangen zu sein. Man sagt, daß ein Scharfrichter zu Passau diese Kunst erfunden habe, welche darin bestanden hat, sich hieb und schußfest zu machen. Er soll im Jahre 1611 durch Vertheilung mystischer Zettel, welche diese Kraft gehabt, ein zaghaftes Heer, das bei Passau stand und zum Eindringen in Böhmen bestimmt war, nicht wenig ermutigt haben. Auch jetzt dürfte solche Kunst hie und da noch mit gutem Erfolge anzuwenden sein.

II.

M ü n s t e r.

Diese alte Stadt hat zwar nicht einen so finstern Eindruck auf mich gemacht als ich erwartete, aber doch auch weniger angenehme Erinnerungen hinterlassen. Ich habe mich allerdings in dem vortrefflichen Hotel zum „König von England“ mit seinen stattlichen Sälen und Zimmern ganz wohl befunden, habe auch ein großes Fest daselbst genossen, aber es war mir doch immer so eigenthümlich gepreßt um das Herz, daß ich mich in Münster nicht behaglich fühlte.

Die Gegend um die Stadt ist ziemlich flach und profaisch, die Straßen sind meistens breit und die Häuser alterthümlich, aber leidlich gebaut. Am Markte sind große Bogengänge, oder Arcaden, wo am Sonntage eine erhebliche Menge von Landleuten verkehrte. Gleich links vom „König von England“ bemerkte ich das stattliche Rathhaus mit seiner acht gothischen Front, und vielen künstlichen Schnitzwerken, in welchem man uns den Saal zeigte, in dem am 24. October 1648 der westphälische Frieden unterzeichnet wurde. Dieser Saal soll noch unverändert sein, und ist geschmückt mit den Bildnissen aller der Gesandten, welche den Frieden unterzeichnet haben. Rechts von meinem Hotel erblickte ich die alte Lambertuskirche, wo ich oben über dem Zifferblatte am hohen Thurm noch die drei Käfige gewahrte, in welchen die Leichname Johanns von Leyden, Knipperdollingers und Rechting's aufgehängt wurden.

In dem großen schönen Dome wobnte ich einer feierlichen Messe bei, welche der Bischof selbst abhielt.

Unter den Häusern bemerkte ich viele mit ganz eigenthümlich gezackten und verzierten Giebeln voll Strickarbeit und Bildern. Oft sah ich auf

den Spitzen der Häuser sogar Fahnen, Eisenstangen und Statuen. Das Regierungsgebäude und den Bischofshof fand ich ziemlich unansehnlich. Am Tage meiner Ankunft war, ich weiß nicht mehr, welches katholische Fest, und es offenbarte sich mir dabei so gleich in allen Straßen der Geist, welcher Münster durchweht. Fast alle waren mit Laub und Blumen bestreut, die Fenster überall mit Kränzen und Zweigen geschmückt, in vielen Fenstern waren sogar Statuen des Heilands und der Jungfrau Maria ausgestellt, diese aber stets mit Kränzen und Guirlanden verziert. Bald erschien auch die Prozession selbst, welche ein Gensdarmes eröffnete, dem ein kleiner Knabe im Chorhemde mit einer Fahne folgte. Dann reibten sich viele andere und ganze Schaaren von Bürgern mit und ohne Standarten, Chor-Knaben, Geistliche, Männer und Frauen an. Sie zogen ungeachtet des strömenden Regens barhaupt und singend durch die Straßen. Während der Zug in meiner Nähe war, nahm auch ich den Hut ab, da aber der Regen zu arg floß, zog ich mich etwa 60 Schritte zurück und blieb an einer Brücke bedeckten Hauptes stehen. Kaum stand ich eine Minute, so kam ein Mensch heftig zu mir und sagte, ich sei wohl fremd, er riethe mir wohlmeinend, ich möge den Hut ziehen oder mich entfernen, weil man mich sonst arg mitnehmen werde. Da ich keine Neigung hatte, einer fanatischen Uebermacht zu trotzen, mein Haupt aber auch nicht vom Regen mochte durchweichen lassen, zog ich mich zurück.

Die Stadt mag jetzt etwa 20,000 Einwohner zählen, und ist ziemlich lebhaft, theils durch das Obergericht und die Regierung, theils durch den Handel. Die dort noch aus zwei Fakultäten bestehende Universität, mit etwa 300 Studenten will nicht viel besagen.

Münster soll bereits im 6. Jahrhundert gegründet sein. Den Namen Münster soll es erhalten haben, als Karl der Große um das Jahr 788 daselbst ein Bisthum begründet und eine herrliche Klosterkirche gebaut hat, woher der Name Monasterium gekommen sein mag. Die alten Festungswerke sind in schöne Spaziergänge verwandelt.

III. Tegernsee.

Von Kreuth fuhr ich auf einem höchst anmuthigen Wege durch schattige Waldparthien, über die Weißach mit ihrem hellen klaren Wasser, durch das freundliche Dorf Rothach an dem Bächlein gleiches Namens, das aber kein rothes Wasser hat, nach Tegernsee. Schon hinter jenem Dorfe beginnt der große herrliche See, dem dieser Ort seinen Namen verdankt, rings umgeben von üppigen Niederungen mit herrlichen Wiesen, und vielen anmuthigen Ortschaften. Die ganze Landschaft bietet ein reizendes Gemälde, das einen sehr lebhaften Charakter hat, weil überall Häuser, Bäume, Bäche, Felsen, Röhne, Wiesen und Heerden Abwechslung in die Scene bringen. Die höchsten Felsen und Berge liegen meistens gegen Süden; dieselben sind fast durchweg mit herrlichen Waldungen geschmückt und schützen gegen die rauhen Winde, welche von den Alpen Tyrols herübergetragen werden könnten. Gegen Norden sind die Berge um Tegernsee meistens kaum 800—1000 Fuß hoch, aber gleichfalls beinahe überall bewaldet. Dicht an dem Gestade des Sees mit seinem spiegelklaren Wasser, sah ich viele sehr hübsche Landhäuser oft im Schweizer-Styl gebaut, und rings mit Altanen umgeben, meistens weiß mit grünen Jalousteen. Besonders ansprechend fand ich das Haus eines alten Italieners, welcher schon 25 Jahre dort wohnt. Unter den üppig emporgeschossenen Bäumen am See erfreute ich mich vornehmlich an der Menge stattlicher Ahornbäume, mit ihrem so frischen reinen Laube. Das königliche Schloß, vormals eine Benedictiner-Abtei, ist jetzt sehr freundlich eingerichtet und mit einem hübschen Park umgeben. Vorzüglich ansprechend erschien mir ein dichter, schattiger und etwas düsterer Laubengang von wildem Hopfen und großer Binde, der sich am Schlosse hinzieht. Ganz nahe am See waren viele recht schöne Baumparthien, weiter hinauf große, zum Theil völlig bemooste Eichen und Ahornbäume. Recht malerisch fand ich die kleine Ritterburg eines Herrn von Saenger.

Häufig ist in Tegernsee ein sehr buntes Leben, es fehlt fast keinen Tag an Fremden, vorzüglich aus der Umgegend, namentlich aber auch von München. Dazwischen tummeln sich oft lustige Schützen mit ihren Stügen von Rosenheim, Tyroler-Mädchen aus

der Gegend von Schwiez mit süßen Kirichen, Badegäste von Kreuth, Bauern und Bergleute. An Schützen in ihren grauen Röcken mit grünem Stebfragen und wallenden Federn auf grünen Hüten fehlte es auch jetzt nicht; denn Abends war feierlicher Empfang des Königs Max und der Königin Theresese. Beide, sehr beliebt, erschienen im offenen Wagen, der König im Civiltrock im bloßen Korz, nach allen Seiten sich verneigend. Abends waren nicht nur alle Häuser von Tegernsee, sondern von allen umliegenden Ortschaften, namentlich in dem so romantisch gegenüber belegenen Dörfchen Engern hell beleuchtet. Vorzüglich schön aber nahmen sich die vielen Feuer auf den nahen Bergen und die zahlreichen Gondeln mit Jackeln aus, welche den See durchschifften. Hoch oben auf einem Berge, ich glaube auf dem Blauberge, war ein riesiges „M.“ illuminirt. Vor einiger Zeit, erzählt man, habe die Königin mit einer sehr geringen und ganz unscheinbaren Begleitung jenen Berg zu Fuß besucht, und sei dort, Gebirgsschuhe umgeschmalt, in einer Bauernhütte erschienen, wo sie sich sehr freundlich mit der Besitzerin unterhalten habe. Dabei habe diese, so erzählte man mir weiter, die Königin, welche sie nicht gekannt, ganz naiv gefragt: Bist Du denn schon verheirathet? Du bist ja noch so jung und dünn? Hast Du schon Kinder? Zuletzt, als sie durch mehrere Umstände auf die wichtige Person ihres hohen Besuchs geleitet worden, habe sie gesagt: „Du bist wohl gar die Königin? Ich habe Dich für die erste Kindsmagd der Königin gehalten.“

Die anspruchlose gemüthliche Fürstin soll über diese Naivität ungemein gelacht haben.

Ein Uebelstand bei Tegernsee fiel mir auf, daß nämlich dort wenig gutes Trinkwasser zu erhalten war. Daher mochte es kommen, daß eine ganze Gesellschaft sehr häßlicher alter Damen, die ich bei der Schießstatt traf, in einer Laube bei einem einzigen Krüge Bier sich labten, und mäßig genug, nichts Anderes genoß, als diesen einen aus welchem alle der Reihe nach nippten.

Vorzüglich angenehm fand ich die Wohnung im Posthause, bei dem höflichen Postmeister, wo ich aus freundlichen Zimmern die reizendste Aussicht auf den ganz nahen lieklichen See genoß.

IV.

Maria-Schein.

Als ich von Außig nach Teplitz fuhr, leuchteten zur Rechten auf der Seite nach dem Erzgebirge mir aus der Ferne schon die rothen Dächer und die beiden spitzen, gleich hohen, ziemlich hellrothen Thürme der Kirche von Maria-Schein entgegen. In Teplitz selbst erzählte man mir so viel von dem berühmten Wallfahrtsorte, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, denselben näher kennen zu lernen. Bei dem ersten heiteren Tage fuhr ich in fröhlicher Gesellschaft dahin, und hatte allerdings daselbst gar manchen eigentümlichen Genuß. Gleich in der nächsten Umgebung der Kirche bemerkte ich auch dort, wie bei den meisten Wallfahrtsorten, eine Menge von Buden, wo man neben Pfefferkuchen, Pfeifen, Spielsachen, Dosen und dergl. auch viele Heiligen-Bilder, den h. Nepomuk, Joseph u. A. verkaufte. Um die Kirche, welche im Innern 1170 Fuß lang sein soll, führt ein großer Kreuzgang mit sieben Kapellen und 31 Beichtstühlen voll Botiv-Tafeln und Bußbildern. Jede einzelne hat ihre besondere Inschrift und Bedeutung. Die Meisten enthalten die Darstellung von Wundern, welche das Marienbild gewirkt haben soll, oder von Strafen, welche Lasterer erlitten haben. Viele sind von Rittern gespendet, welche aus Lebensgefahr gerettet sind, von den Städten Teplitz, Tetichen, Außig u. A., welche vor Feuer und Pest bewahrt worden. Die 7 Kapellen sind nach den Stiftern besonders benannt, z. B. die Teplitzer, die Leitmeritzer und Sulmer Kapelle. Ueber den Ursprung des Gnadenbildes erzählt die Sage Folgendes:

Am 8. September 1437, am Feste der Geburt Marias ging ein Dienstmädchen aus der kleinen Bergstadt Graupen ins Thal um Gras für ihr Vieh zu holen. Bei einer nahen Quelle fand sie dessen in Fülle und sang dabei fröhlich ein Morgenlied zu Ehren des Festtages und der heiligen Jungfrau Maria. Da fuhr plötzlich eine Otter aus dem Grase auf sie los, und wand sich um ihren Arm. Auf ihren Angstschrei: Jesus Maria! erblickte sie plötzlich einen hellen Glanz an der alten Linde, bei der sie stand, und in diesem glänzenden Scheine die heilige Mutter Gottes in der freundlichsten, holdseligsten Herrlichkeit. Sie flehte inbrünstig zu der Hochgebe-

nedeieten: „Hilf, heiligste Mutter Gottes, rette dein armes gläubiges Kind!“ Da plötzlich riß das Ungethüm eben so schnell, als es sich um ihren Arm gewunden, sich wieder los und verschwand, ohne sie verletzt zu haben, in dem Grase. Die Magd eilte nun nach Graupen zurück, und erzählte begeistert das Wunder, das die Bürger des Städtchens mit Staunen vernahmen. Eine große Zahl derselben begab sich mit der frommen Magd, welche Gott so sichtbar begnadigt hatte, zu der wunderbaren Linde, sie untersuchten dieselbe genau und fanden zu ihrer hohen Bewunderung in einer Höhlung des Baumes ein glänzendes Bild der Mutter Gottes. Voll Ehrfurcht wagten sie nicht, das Heiligthum zu berühren, sondern veranlaßten den Geistlichen ihrer Stadt, das Bild feierlich in großer Prozession nach der Kirche zu Graupen zu übertragen, und dann an der Linde, wo es gefunden war, aufzustellen. Auf den Wunsch der Bewohner von Graupen weihte der Bischof von Leitmeritz die dort errichtete Kapelle und die heilige Jungfrau Maria spendete dem Bilde einen solchen Segen, daß durch dasselbe die größten Sünder zur Buße bekehrt, Labme gehend, unheilbar Kranke geheilt und Blinde sehend wurden. Bald wuchs der Ruf des wunderthätigen Marienbildes und Gläubige kamen aus der Nähe und Ferne. Man forschte nun nach, wie das Bild in die Linde gekommen sei und ermittelte Folgendes:

Zu Schwaz, eine Stunde von Teplitz lag ein Frauenkloster, welches die Hussiten zerstörten. Die Nonnen wurden in die Flucht getrieben und nahmen das wunderthätige Bild mit sich, das sie in der oben-erwähnten Linde verbargen, dort verblieb es nach dem Tode jener Nonnen, bis die Vorsehung durch jene Magd es zu neuer Wirksamkeit berief.

Der immer größere Ruf von dem Wunder des heiligen Bildes veranlaßte, im Jahre 1442 den frommen Albert II. von Kolowrat, eine vergrößerte und schönere Kapelle bei demselben zu erbauen, die Albert III. von Kolowrat im Jahre 1507 zu einer Kirche umschuf, welche der Weihbischof von Prag im Jahre 1515 zu Ehren der sieben Schmerzen Marias einweihete. Zwar that die neue Lehre Luthers der Verehrung des Bildes großen Schaden, doch bemühte sich Georg Popel von Lobkowitz, Oberburggraf von Böhmen um so mehr sie zu erheben. Er

sicherte die Kirche durch eine Ringmauer, und legte sieben Kapellen zu Ehren der sieben Schmerzen Marias bei derselben an, setzte auch einen besonderen Priester ein. Georg von Lobkowitz übergab im Jahre 1591 die Kirche den Jesuiten zur besonderen Obhut. Diese wurden jedoch Anfangs des 30jährigen Krieges von den damals protestantisch gewordenen böhmischen Ständen im Verein mit dem Besitzer jener Gegend, dem Albert von Biakut vertrieben, das Bild indessen war durch große Vorsicht desselben nach Dux in Verwahrung gebracht, und wurde endlich, nachdem der Katholicismus in Böhmen wieder die Herrschaft gewann, besonders durch die Bemühungen des Benzel Wilhelm Popel von Lobkowitz zurückgeführt. Im weiteren Verlauf des 30jährigen Krieges rettete der Freiherr von Bleileben dasselbe nochmals nach Komotau und brachte es erst zurück, nachdem der Friede hergestellt war. Die jetzige Kirche ist in den Jahren 1701 bis 1706 erbaut, und enthält namentlich eine schöne aus Holz geschnitzte Kanzel, drei treffliche Bilder des Jesuiten Raab, namentlich einen sehr gelungenen Joseph mit dem Kinde und die h. Barbara. In der Sakristei findet man hier herrliche Stickereien, namentlich in dem obersten Kasten eines Schrankes, welche von der Stifterin der Kirche, einer Freiin von Bleileben herrühren sollen, und von Gold, ächten Perlen und Edelsteinen strohen. Auch sah ich andere reiche Stickereien von Seide auf Silberstoff, namentlich von einer Gräfin Horst aus Dresden. Der Hochaltar ist schön aus Lindenholz geschnitzt und nimmt die Stelle ein, wo einst die h. Linde stand. Ein großer Baldachin umgiebt den Altar, über welchem ich ein Kreuzifix auf einer Weltkugel strahlen sah. Den Namen Mariaschein leiten einige von einer Scheune her, welche früher in der Nähe des h. Bildes gestanden haben soll, richtiger aber ist es wohl, daß dieser Ausdruck davon stammt, daß früher Maria in miseriis, Maria im Glende gesagt war und nun die Maria im Glanze sich befand, aus welcher man Maria im Glanz, im Schein und endlich Mariaschein gemacht hat. — Besonders zur Zeit des Geburtsfestes Marias eilen ganze Schaaren von Wallfahrern, zumal aus der Lausitz, vorzüglich fromme Benden, der hochbegnadigten Kirche zu.

V.

Wiesbaden.

Das oben genannte herrliche Taunusbad, das ich zwei Male besuchte, hat bei mir eine der freundlichsten Erinnerungen zurückgelassen. Seine Lage ist eine der günstigsten, die man denken kann. Mit dem nahen Mainz, Biebrich und Frankfurt ist es durch eine Eisenbahn verbunden, auf welcher man in ganz kurzer Zeit nach jenen Städten fliegt. Von seinen nächsten Bergen überschaut man einen großen Theil des herrlichen Rheingaaues und des majestätischen deutschen Stromes selbst. Die Gegend ist auch in sofern eine höchst angenehme, ja reizende, als viele anmuthige waldumkränzte Höhen die freundliche Stadt umziehen, während diese selbst in einem weiten schönen Thale ganz eben liegt. Die nächste Umgebung des Ortes ist vor allen rauhen Winden geschützt. Kalte Nord- und Nordost-Winde trocknen die Luft daselbst niemals aus, und doch kann diese frei ihren Durchzug halten durch das reizende Thalbecken, in welchem Wiesbaden liegt, denn gegen West und Südwest ist dasselbe etwas geöffnet. Plötzlicher Wechsel der Temperatur ist höchst selten. Der Stand des Thermometers ist in der Regel viel höher als in der ganzen Umgegend. Dazu kommt, daß die heißen Quellen durch ihre Ausdünstung und ihre Einwirkung auf die Oberfläche der Erde nicht wenig dazu beitragen, die Luft mild zu machen.

Wiesbaden ist jetzt die Hauptstadt und Residenz des Herzogthums Nassau. Es gehört zu den sogenannten Taunusbädern, weil es zwischen den anmuthigen Bergketten des schönen Gebirges liegt, das unter dem Namen des Taunus schon den Römern bekannt war.

Ohne Zweifel gehört Wiesbaden zu den glänzendsten, wirksamsten und besuchtesten Bädern Deutschlands. Es liegt an dem großen Grenz- und Knotenpunkt, den die meisten Reisenden von Frankreich, England, Holstein, Belgien und Deutschland zu passieren pflegen, und wird schon deshalb ungemein stark besucht. Gewiß ist es nicht übertrieben, wenn man versichert, daß jährlich gegen 30,000 Fremde den Ort passieren, und daß oft wohl gegen 10,000 Menschen in einem Jahre daselbst die Quellen brauchen. Viele Personen, besonders Brustfranke, wohnen

des milden Klimas wegen selbst im Winter zu Wiesbaden.

Die Quellen sind schon von den alten Germanen benutzt worden. Sie entspringen in der Stadt selbst. Die Hauptquelle ist der Kochbrunnen, welcher 55 Grad warm in der Mitte der Stadt auf einem freien Plage aus der Erde empordringt.

(Schluß folgt.)

Lenaus letzter Aufenthalt in Stuttgart.

(Schluß.)

(Aus Emma Liendorfs „Lenau in Schwaben.“)

1844.

Wie doppelt ergreifend mußte das von ihm sein, dem Dichter, der den Zauber hat, die Seele zu rühren! Wie herzbrechend wunderbar, ihn heiligen Unsinn ausströmen zu hören, ihn, von dessen Mund jedes Wort mit Andacht aufzunehmen wir gewohnt waren! Er machte sein Testament, jeden Augenblick sprang er wieder aus dem Bette, um von Neuem etwas hinzuzufügen, und sehr oft mußte E. es unterschreiben. Sein Barbier, ein ordentlicher, wißbegieriger junger Mensch, der bei ihm wachte, war ihm besonders angenehm; er bot ihm an, ihn nach Wien mitzunehmen, für seine Auszubildung zu sorgen, daß etwas Rechtes aus ihm würde. Der Barbier entgegnete, er könne nicht mit, weil er militärdienstpflichtig sei; worauf Niembisch erwiderte, das würden der Herr Hofrath und die Frau Hofrathin schon beim Kriegsminister machen, der Herr Hofrath und die Frau Hofrathin könnten alles. Wie rührend diese instinktartige Anerkennung ihrer Liebe, weil sie wirklich für ihn alles möglich machten! Noch im Irtsinne begleitet ihn ein Abnen vom Geheimnisse ihrer Freundestreue. Gab man ihm Medicin ein, so nahm er es erst, wenn man ihm sagte: „Die Frau Hofrathin läßt bitten!“ — Die ganze Nacht recitirte und geigte er. Der Chirurg, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug sagen, welche schöne Sachen der Kranke gesprochen. Besonders äußerte er sich so herrlich über Schlaf und Tod. Er habe in der Nacht auch ein Gedicht über beide gemacht, vertraute er E. und sagte es ihr her; sie solle es aufschreiben; sie brachte es aber nicht mehr zusammen.

Anfangs wachte man Nachts zu Dreien, vor seiner Thüre im Corridore sitzend — so schmerzlich hat sich jetzt das Gastrecht verwandelt, das er hier genießt! Für die heutige Nacht erwartet man Gustav Pflüger. In der vorigen verbrannte Lenau viele Briefe. In lauter edlen Kreisen, unter ernstern Bildern bewegen sich seine Vorstellungen, nie kindisch. „Der Tod ist so leicht, mir ist so wohl!“ sagte er. Dann aber auch wieder: „Er bleibt so lang aus, helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, E., daß er schneller kommt. Geben Sie mir Blausäure!“ — „In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blausäure,“ entgegnete E., worauf er gierig schluckte. Als Staatsrath Ludwig kam, den Schelling*) noch beizog, und der, wie Grüneisen versichert, längst hätte gern wollen Lenau kennen lernen, spielte er gerade so herrlich Violine. Ludwig bewunderte es sehr. Mit Thränen betrachtete er ihn und sagte, er erinnere ihn an Tasso. —

Während wir trauernd beisammen um den Theetisch saßen, kam E. einen Augenblick herunter, um ihren Vater zu küssen. Bei jedem Kreuze steht eine Maria! Die bleiche Freundin erschien mir wie ein Lichtstrahl, der aus sanftem Mitleide noch bei uns auf Erden weilt. „Eben hat er mit den Urwald in Amerika verschrieben,“ lächelte sie mich schmerzlich an, weil ich sie die verzauberte Waldfrau zu nennen pflege. Welche Ironie des Lebens — nun durch des Freundes Wahnsinn der Forst über dem Meere für die nach der Natur sehnsüchtige Künstlerin, die sich von ihrem kleinen Neffen zu H. Moos pflücken und senden läßt, es in ein Kissen näht und Nachts den langen Winter hindurch auf alle schmerzende Stellen legt, bald hier, bald dort zu lindern, bloß vom Athmen des Heimatharoms, jedes Weh bestützend!....

Niembisch schrieb in gesunden Zeiten regelmäßig ein lateinisches Tagebuch, zugleich um die Sprache nicht zu vergessen. Denn er liebte stets die Alten, ermüdete nie in ihrem Studium, holte sich an ihrer Quelle immer wieder frischen Labetrunk. Jene Erinnerungsblätter wollte er vernichten. Er hat ferner, indem er seine Todesbestimmungen machte, seine Freunde möchten alle Briefe von ihm verbrennen, ja nichts drucken lassen; er sei kein Gelehrter und kein

*) Der hochverdiente Saargaz, Bruder des Philosophen.

Profaißt gewesen, er wüßte nicht, daß die Nachwelt etwas anderes erhalte, als seine Gedichte. Ueberall streute er in seine Reden schöne Aussprüche. Man sollte immer die Feder in der Hand haben, daß nichts verloren würde, meinte E. „Holen Sie mir wieder etwas, daß es schneller geht!“ flehte er öfters. Auch den Contract mit Cotta zerriß er heute.

Als E. wieder oben war, hörten wir Geräusch. Eines kam mit der Nachricht, eben habe er einen Versuch gemacht, sich zu erdroffeln. Alle düstern, schauerigen Bilder seiner Poesie umrauschen ihn jetzt gleich Gespenstern. „Mein Leben ist ein Unsinn,“ sagte er. „Was hab' ich gethan? Nur ein Paar schöne Gedichte gemacht.“.... Wenn ich mir ihn jetzt zu Weinsberg denke, oben auf der Burg, wie er den Tönen der Natur lauschte, in sie versank, sich auflöste in Melodie des Schmerzes! Er ist eine wahnsinnig gewordene Aeolsharfe. Seine Seele war Musik und die Saiten sprangen im Sturme. Alles Schöne muß auf Erden sterben, um aufzuerstehen und zu leben. Niemals stirbt an der Poesie. Sie zersprengt die Form.“

Wozu dies unruhvolle Drängen.

Wozu dies unruhvolle Drängen,
Warum bewegt, erregt das Blut?
Treibt zu Gestalten und Gefängen
Wie vormals mich die innere Gluth.

Fühl ich, daß mich die Dichtung trage
Zum Abglanz göttlich hohen Lichts,
Da klingt die Antwort meiner Frage:
Du glühst und drängst um eitel Nichts!

Heuilleton.

Zeitschwingen.

Eine wissenschaftliche Zeitfrage. Der gegenwärtig in der Wissenschaft zwischen dem Materialismus und der Philosophie entbrannte Kampf, der ursprünglich

zwischen dem Naturforscher E. Vogt und Rudolph Wagner in Göttingen geführt wurde, hat in seinem Verlaufe ein Interesse und eine Bedeutung für die ganze gebildete Welt gewonnen. Ob Geist oder Materie, ob

Du wirfst mit allem deinem Thuen,
Dem du der Seele Fühlen leihest,
Nicht jene wecken, die da ruhen,
Weil niemals wachruft sie der Geist.

Du wirfst den innern Schatz verschwenden,
Den gütig dir verlieh der Gott,
Du wirfst Begeisterung allwärts spenden
Und lohnen wird dich Hohn und Spott.

Du wirfst in Funken das versprühen,
Was als des Schaffens Flamme rein
Zum Himmel aufwärts sollte glühen
Und nur der Kunst geweiht sein.

Wohl weiß ich — sollt ich mich begnügen
Mit meiner Dichtung, ruhig, still,
Statt daß ich Stumpfheit, Hohlheit, Lügen,
Mit ernstem Sinn bekämpfen will.

Wohl wollt ich, daß mich nimmer schmerzte
Der Ungeschmack, der blöde Wahn,
Daß sinnig meine Lippe scherzte,
So oft er kreuzte meine Bahn.

Daß nie zum Streit mit ihm mich triebe,
Daß nie ein Drang in mir erständ,
Kurz, daß ich weder Haß noch Liebe
Für alle seine Welt empfänd. —

Nun aber ward mir nicht gegeben
Ein Trank aus tiefster Ruhe Born,
Vor jeder Hohlheit faßt mich Wehen,
Vor jedem Stumpfsinn faßt mich Born.

Nun aber kann ich ihn nicht lassen,
Den Jugendglauben: daß mein Wort
Und mein Bestreben möcht erfassen,
Doch eine Seele hier und dort.

So schein ich stets noch auserlesen
Zu wirrer Fehde, stetem Streit,
Und ändern kann mein tiefstes Wesen
Nicht ich, nicht Andre — nur die Zeit!
Adolf Stern.

Leben oder Mechanik — das sind Streitfragen, die mächtige Erregung hervorgerufen haben. Für den Materialismus, der ein besonders geistiges Leben durchaus nicht anerkennt, haben außer Vogt — Moleschott und Büchner (in Tübingen) sich in die Schranken gestellt, während auf der andern Seite Rudolf Wagner, Justus Liebig und manche Andre stritten. Zu diesen Vertheidigern des Geistes gesellte sich neuerdings der Physiolog Julius Schaller in Halle, der eine sehr empfehlenswerthe allgemein verständliche Schrift „Zur Aufklärung über Köhlerglaube und Wissenschaft“ ausgehen ließ. Es kann nicht Aufgabe eines Feuilleton sein, sich mit einer wissenschaftlichen Streitfrage von höchster Bedeutung des Näheren zu beschäftigen, diese Zeilen sollten nur dazu dienen, das Interesse unserer Leser zu erwecken und sie soweit dies noch nicht geschehen, zur Kenntnisknahme der dahin einschlagenden Schriften, speciell des Schallerschen Buches anzuregen.

Dramatische Dichtung. W. Jordans „Liebesläugner“, dies vortreffliche Lustspiel, ist in Karlsruhe zur Aufführung gelangt. Eduard Devrient entfaltet daselbst überhaupt eine immer größere und dankenswerthere Regamkeit. — Alfred Meißners „Prätendent von York“ ist in Wien wie wir hören mit nur getheiltem Erfolge gegeben worden. — Am Hoftheater zu Weimar gelangt Julius Mosens „Herzog Bernhard“ zur Aufführung.

Theater. Durch eine Reihe von Journalen lief das Gerücht von Dingelstedts baldigem Rücktritt von der Münchner Intendantur. Mag dasselbe auch nicht ganz so grundlos gewesen sein, als die berüchtigte Reise von List nach Amerika, so ist das Resultat das gleiche. Dingelstedt verbleibt dem Münchner Hoftheater und der deutschen Kunst. — Das Stadttheater in Liegnitz unter Hermann von Bequignolles Leitung ist eröffnet worden, und verspricht eine ganze Reihe großer Stadttheater in den Händen von Routiniers zu überragen. — Der bisherige Theateragent C. A. Sachse in Hamburg hat die Concession für das dortige Stadttheater intermistisch erhalten und die Vorstellungen in demselben haben wieder begonnen.

Shakespeareübertragungen. Unsere Shakespeareübertrager sind wieder sehr thätig. Außer Dr. Karl

Abel in London, der eine Reihe von Shakespearschen Lustspielen neu übersehte, ist da vorzüglich Dr. Fr. Jenzen zu nennen. Von diesem erscheint gegenwärtig (Mainz, bei Eduard Janitsch) eine vollständige neue Uebersetzung des britischen Dichters, von der bereits sechs Bände ausgegeben sind. Unsere Meinung über das Mißliche derartiger Uebersetzungen haben wir früher verschiedne Male ausgesprochen.

Epische und lyrische Dichtung. Von Adolf Böttger erschienen soeben poetische Erzählungen unter dem Titel „Gemein“. — Die Schindlersche Buchhandlung kündigt eine in ihrem Verlag demnächst erscheinende Gesamtausgabe der „Gedichte“ von Theodor Storm an. Der treffliche holsteinische Poet, ebenso bewährt im Lied wie in der erzählenden Dichtung, erfreut sich sicher der gerechtesten Theilnahme des Publikums.

Musik. Die Aufführung von Richard Wagners „Tannhäuser“ am Hoftheater zu Berlin ist leider abermals bis Ende December verschoben worden. Diese fortwährenden Zögerungen haben in der That etwas Beinliches und Befremdendes. — Der Kölner Männerfangverein hat in Berlin vor dem König unter ehrenvollen Beifallsbezeugungen gesungen.

Correspondenz.

Dresden, im October 1854.

Das wichtigste künstlerische Ereigniß seit Absendung meines letzten Berichtes war die Wiederaufführung von Shakespears „Macbeth“ im Hoftheater. Davison hat mit dem Macbeth eine neue zener Rolle gewonnen, in denen er all seine Meisterschaft aufbieten und entfalten kann. Dies wird wohl den „Macbeth“ gleich „Richard dem Dritten“ auf unserm Repertoire erhalten. Daß Fr. Berg, diese herrliche Künstlerin, (über welche eine gewisse Kritik, da sie nicht tadeln darf, beständig schweigt) als Lady Macbeth sich ihres Mitspielers würdig erwies, brauche ich Ihnen wohl kaum zu berichten.

Die Hoftheaterintendantz kündigt für die erste Zeit des November einen Gastrollencyclus der italienischen Schauspielerin Ristori, die kürzlich in Paris so großes und wie es scheint gerechtes Aufsehen erregte, an. Ich muß gestehen, daß ich nach diesen italienischen Vorstellungen, deren erste Maria Stuart sein wird, nicht sonderlich lüstern bin. Sei die Ristori noch so bedeutsam — nur zu gut ist mir und

hundert Andern noch die Rachel mit ihrer erbärmlichen französischen, Fra Aldridge mit seiner noch schlechteren englischen Gesellschaft im Gedächtniß. Es ist mir nicht recht denkbar, daß die italienische Truppe der Ristori erfreulicher sein wird. Auch ein Ensemble, das uns einen günstigen Begriff von italienischer Schauspielkunst böte, dürfen wir also kaum rechnen und werden uns an einer bedeutenden, hervorragenden Persönlichkeit genügen lassen müssen.

Sie fragen nach Novitäten? Ich habe nicht von solchen sprechen hören. Das neue Trauerspiel, das Gustav Freytag eben beendet hat, soll hier zur ersten Aufführung gelangen; auch ein Drama, welches Guklow jüngst geschaffen. Man sollte wenigstens an Berücksichtigung der sächsischen Dichter glauben und mit Aufführung der neuen Bearbeitung des „Herzog Bernhard“ von Julius Moser, sowie der „Leonore von Portugal“ von Moriz Seydritsch würde das Hoftheater nur eine ziemlich nahe liegende Pflicht erfüllen. — Auch die Errungenschaften des letzten Jahres im Lustspiel: Geibels „Meister Andrea“, W. Jordans „Diebstahl“ dürften keinem guten Repertoire fehlen. —

Aus unsern künstlerischen und literarischen Kreisen giebt es wenig zu berichten. Die Eröffnung des neuen Museums hat allgemeine Freude erregt. Ueber das Gebäude selbst und seine Ornamentik enthielten die letzten wissenschaftlichen Beilagen zur „Leipziger Zeitung“ sehr interessant und klar geschriebene Artikel. — Das Innere gewährt einen herrlichen Anblick: die reichen, Kunstschätze sind in der würdigsten Weise vertheilt. Vieles tritt durch die Aufstellung erst jetzt in seine wahre Bedeutung. — Vielleicht sende ich Ihnen im Verlaufe nächster Zeit als selbstständigen Aufsatz einen „Gang durch das neue Museum.“ —

Guklow befand sich kürzlich auf Reisen und hielt sich einige Zeit in Stuttgart auf. Sowie man früher von seiner Berufung nach Weimar redete, so spricht man jetzt von der

des jungen Dichters Otto Roquette, dessen „Hans Haidekuckul“ sich der Theilnahme des Publikums erfreut. Roquette hat, wie von Ihnen bereits referirt ist, ein Drama mit historischem Hintergrund aus der Geschichte der Niederlande geschrieben. — Von Julius Hammer soll demnächst eine neue lyrisch-didactische Gedichtsammlung „Auf stillen Wegen“ erscheinen, seine erste derart „Schau in dich und schau um dich“ hat soeben die fünfte Auflage erlebt.

Dies führt mich auf die Preisausschreibung für eine erzählende Dichtung. Das Comité der Liedgestiftung hatte Hammer für „Schau in dich und schau um dich“ einen Preis von zweihundert Thalern ertheilt, den indeß der Dichter aus sehr achtungswerthen Gründen abgelehnt hat. Diese Summe nun hat das Comité der Liedgestiftung als Preis für die beste erzählende Dichtung, die demselben unter Beobachtung der bei Preisausschreibungen üblichen Formalitäten, bis spätestens 1. October nächsten Jahres eingesendet wird, ausgesetzt. Das Comité macht bekannt, daß es besonders Göthes „Hermann und Dorothea“ im Auge gehabt habe — will aber damit jedenfalls keine Schranken ausgerichtet haben. —

Die Schillerstiftung findet auswärts mehr und mehr Theilnahme. Wird das stille und laute Wirken für dieselbe eifrig fortgesetzt, gelingt es die Theilnahme kunstförmiger Fürsten für dieselbe zu gewinnen, so kann in der That etwas Erfolgreiches und Nachhaltiges geschehen.

Um mit meinem ceterum censeo zu schließen, bemerke ich, daß wir immer noch keine Abonnementsconcerte haben, und auch für nächste Zeit keine bekommen werden. Dabei ist Dresden der Sammelpunkt aller Art von Intelligenz, unsre Hofkapelle die reichdotirteste und mit den ersten künstlerischen Kräften reich ausgestattet. Von unsern Kapellmeistern aber schweigt die Geschichte und so schweige auch ich.

Ar. G.

Anzeigen.

Soeben erschien im dritten verbesserten Abdruck und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Dr. Behrend, die Kunst hundert Jahre zu leben, nie krank zu werden, und jede abgehende Krankheit, als Lungensucht, Schwindsucht, Auszehrung Blutarmuth, Bleichsucht, oder welchen Namen dieses weitverbreitete Uebel sonst führen mag, wosern das letzte Stadium der Krankheit noch nicht eingetreten, gründlich zu heilen und den geschwächtesten weiblichen als männlichen Organismus in kürzester Zeit auf den höchsten Grad von Kraft zu bringen und zwar ohne alle Medicin.

Motto: Der Geist heilt den Leib!

Preis 1 Thlr.

(Verlag von L. Garcke in Raumburg a./S. und Leipzig.)

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg